

Artikel

Helmuth Vetter

Schmerz — Leid — Leiden

Zur Frage nach dem
Sinn des Schmerzes

Die heutige Gesellschaft ist in Gefahr, den Schmerz so vollständig aus dem Leben des Menschen zu verbannen, daß auch die Frage nach dem Sinn von Schmerz, Leid und Leiden weithin verdrängt und nicht mehr gestellt wird. In einer Reihe von philosophischen Gedankenschritten versucht der Autor zu zeigen, daß gerade der Schmerz dazu beitragen kann, den Menschen aus seiner egoistischen Verengung heraus- und zu sich selbst hinzuführen. Der Mensch lernt das Menschsein wieder als Mit-Sein zu verstehen und zu leben. — Die Überlegungen führen schließlich zu vielfältigen Diensten und Aufgaben der Seelsorge wie der christlichen Gemeinde als ganzer.

red

1. Zur Art der
Fragestellung —
Lebens Ganzes und
Spezialistentum

Wir können heute ein merkwürdiges Phänomen beobachten: Je mehr die Medizin in der Bekämpfung der Schmerzen voranschreitet, desto weniger Raum bleibt für die Frage nach dem Sinn des Schmerzes für das Leben des Menschen. Während die Fachleute sich vielfach nur noch mit der Frage beschäftigen, wie Schmerzen auszuschalten seien, überläßt man die Sinnfrage allenfalls privater Unterhaltung, stößt man sie nicht überhaupt als überflüssig ab. Ethik und ärztliche Kunst geraten auf diese Weise in ein beziehungsloses Nebeneinander. Ihre Trennung ist freilich nur die Folge eines umfassenderen Geschehens. Es ist ein oft beklagtes Merkmal unserer Zeit, daß wir in unserem Wissen um Details zwar weiter sind als alle Zeiten zuvor, dafür aber zunehmend die Fähigkeit verloren haben, die Unzahl der einzelnen Fragen und Antworten noch einem sinnvollen Ganzen zuzuordnen: Die Integrationsfähigkeit scheint der Fähigkeit zur Analyse gerade indirekt proportional zu sein.

Philosophie als
Frage nach dem
Ganzen

Wenn es nun richtig ist, daß die Philosophie ihrem Wesen nach die Frage nach dem Ganzen ist¹, so kann auch das Phänomen des Schmerzes im Rahmen einer philosophischen Betrachtung kein isoliertes Thema sein. Es muß vielmehr eigens zum Gegenstand philosophischer Überlegungen erhoben werden, daß der Schmerz gemeinhin nicht mehr im größeren Lebenszusammenhang gesehen wird. Mit dem Versuch, die Vollstruktur, innerhalb derer von Schmerz sinnvoll die Rede sein kann,

¹ Vgl. dazu K. Hemmerle, Das problematische Verhältnis von Philosophie und Theologie, in: Philosophisches Jahrbuch 2 (1977) 235.

ans Licht zu heben, ist demnach die Frage nach den Ursachen der Unfähigkeit zur Integration und der daraus entspringenden Verkürzung der Problemsicht verbunden.

2. Zugang zur Thematik über die sprachliche Überlieferung

Die gesuchte Vollstruktur ist in einer gewissen Weise immer schon in der Sprache und durch die Sprache enthüllt. Daher soll im Rückgang auf die sprachlichen Wurzeln ein erster Zugang zum Phänomen des Schmerzes versucht werden².

Pathos

Blicken wir auf den Anfang der uns heute noch mitbestimmenden abendländischen Überlieferung, so finden wir im Wort *pathos* den angesprochenen Bezug zum Ganzen. Unter *pathos* verstanden die Griechen mehr als das dumpfe Erleiden von äußeren Widerfahrnissen, mehr als die bloße Reaktion auf Reize, aber auch mehr als nur Passivität im Erleiden von Unglück. Gewiß gehört all dies *auch* zur Bedeutungsvielfalt dieses Wortes, doch darüber hinaus bezeichnet es einen Sachverhalt, den man, ungeachtet aller Unterschiede, mit einem Ausdruck von Sigmund Freud als *Trauerarbeit* bezeichnen könnte. Eine Wendung wie „durch Leiden lernen“ weist darauf hin.

„Schmerz“

Unser deutsches Wort „Schmerz“ geht gleichfalls auf das Griechische zurück. Das althochdeutsche „smerzo“ verweist auf das griechische *smerdaleos* „gräßlich“ (ursprünglich und wörtlich „aufreibend“), entsprechend englisch „smart“ — „scharf, beißend, schneidig“. Hier ist das leibliche Moment in den Vordergrund gerückt.

„Leid“

Die psychische Seite hingegen kommt stärker im Wort „Leid“ zum Tragen. Althochdeutsch „leid“ heißt „das Betrübende“, altnordisch „leidr“ — „feindlich, verhaßt“, entsprechend englisch „loath“ — „abgeneigt“. Leid bedeutet hier Böses, das einem zugefügt wird.

„Leiden“

Meint „Leid“ das äußere Widerfahrnis psychischer Art (was das Leibliche nicht auszuschließen braucht, ja in gewisser Weise immer einschließt), so bezeichnet „leiden“ die Reaktion darauf. Althochdeutsch „lidan“ bedeutet „erdulden“. Hier nur von Reaktion zu sprechen, wäre freilich irreführend, zeigt doch die Etymologie auf das gerade Gegenteil: Ursprünglich bedeutet „lidan“ — „fahren, gehen“, was über eine Zwischenstufe „durchgehen“ zu dem auch uns noch geläufigen „durchmachen“ („er hat Schweres durchgemacht“) führt. Darin kommt zum Ausdruck, daß Leiden eine Form der Erfahrung darstellt — Erfahrung ist aber nie bloß passive Hinnahme, sondern aktive Auseinandersetzung mit dem Widerfahrenen.

² Zum folgenden vgl. die einschlägigen Wörterbücher, für das Griechische etwa *Hjalmar Friks* Etymologisches Wörterbuch, für das Deutsche *Friedrich Kluge*.

Versuch einer terminologischen Abgrenzung von Schmerz, Leid und Leiden

Die überlieferten Sprachformen bieten somit ein einfaches Schema an, um Schmerz, Leid und Leiden terminologisch auseinanderzuhalten. Ein solcher Klassifikationsversuch kann freilich nie rein durchgehalten werden, wollte man nicht der lebendigen Sprache ein Schema aufdrängen, das ihrer naturgemäßen Vieldeutigkeit völlig unangemessen wäre. So kennt der Sprachgebrauch einen „Seelenschmerz“, wie andererseits ein „Fußleiden“ etwas rein Somatisches zu sein scheint. Unter diesem Vorbehalt ist zwischen Schmerz und Leid einerseits, Leiden andererseits ein Unterschied zu machen; sind jene die Formen der „von außen“ kommenden Widrigkeiten, so bezeichnet dieses die Verarbeitung jener. Immer aber sind Schmerz, Leid und Leiden als Momente eines einheitlichen Geschehens zu verstehen — als übergeordneter Begriff dürfte für den gesamten Komplex am ehesten das Wort Schmerz fungieren —; immer ist mit der Nennung eines dieser Momente auch indirekt Bezug auf die beiden anderen genommen. Gerade die einseitige Berücksichtigung eines dieser Momente (etwa im Rahmen der pharmakologischen *Schmerz* bekämpfung) entspricht ja einer bereits reduzierten Sicht auf den Gesamtzusammenhang.

Was die Unterscheidung des somatischen Schmerzes vom Leiden betrifft, so darf auf einen Beitrag von *Andree Emery* hingewiesen werden. Es heißt hier u. a.:

„Zum besseren Verständnis der Beziehung zwischen Leiden und Schmerz ist es vielleicht von Nutzen, über gewisse Unterscheidungen nachzudenken, die auf neurologischen Erkenntnissen beruhen. Schmerzreize gehen von den Nervendendriten aus. Sie werden an das Rückenmark und von dort an den Thalamus geleitet, wo die Empfindungen nach Reizquellen geordnet werden. Auf der Ebene des Thalamus werden die autonomen Reaktionen als Reflexbewegungen ausgelöst, und es kommt zur Schmerzempfindung. Von diesem Punkt wird die Sinnesempfindung an den Cortex weitergeleitet, wo der Schmerz ‚erfahren‘ wird. Dieser Unterschied zwischen Empfindung und Erfahrung ist wichtig: die Thalamusempfindung ist unbewußte Schmerz wahrnehmung, während das Schmerzerlebnis im Cortex kognitive Wahrnehmung ist, die im Bewußtsein vorhanden und somit der Selbstbeobachtung zugänglich ist. Die Reaktion auf der Cortexebene ist verwickelt und unterschiedlich und untersteht bis zu einem gewissen Grad der Kontrolle des betreffenden Menschen.

Ein Mensch verfügt über mehrere Möglichkeiten, auf den Schmerz zu reagieren, aber eine davon ist sicherlich das Leiden“³.

³ A. Emery, Leiden und Schmerz, in: Internationale katholische Zeitschrift 6 (1977) 210.

3. Die psychosomatische Einheit im Schmerzgeschehen
Parallelität von Psychischem und Somatischem

Überschreitung des „bloß“ Somatischen in Richtung auf psychische Komponenten

4. Die Einheit von Leib und Seele im Geist

Man spricht von somatischen Erkrankungen und damit verbundenen Schmerzen und von psychischen Erkrankungen. Damit ist die ursprüngliche Einheit von Leib und Seele noch nicht geleugnet, achtet man nur darauf, daß das Somatische nicht ohne das Psychische zu denken ist und umgekehrt. Es sind hier lediglich Akzentuierungen vorzunehmen.

Daß psychischen Störungen somatische Begleiterscheinungen zuzuordnen sind, ist nicht nur allbekannt (man denke hier — noch nicht als Krankheitsfall im eigentlichen Sinne — an die mit Schweißausbrüchen begleitete Verlegenheit, an das Erröten als Indiz für psychische Veränderungen u. dgl.), sondern hat auch eine Betonung des Somatischen für den Behandlungsfall mit sich gebracht.

Hat aber das, was hier für das Somatische als Begleiter von psychischen Störungen gilt, auch umgekehrt Geltung? Was soll ein Beinbruch über das schlicht Somatische hinaus noch an Problemen bieten? Tatsächlich spielen mehrere Momente eine Rolle, die das Leibliche in größerem Zusammenhang erscheinen lassen: die Disposition für den Fall — oder Unfall — selbst (eine seelische Labilität, die nicht mit technischem Ungeschick allein gleichzusetzen ist — die Unfälle im Straßenverkehr sprechen hier eine beredete Sprache), die Disposition zum Schmerzerleiden (die „Empfindlichkeit“, die nicht als bloße „Wehleidigkeit“ abzutun ist) und schließlich der für den Heilungsprozeß so wichtige Wille zur Gesundung. Ein in diesem Zusammenhang zumeist genanntes und besonders signifikantes Beispiel ist das Zwölffingerdarmgeschwür, häufiger Gegenstand von Untersuchungen der klassischen Psychosomatik⁴. Man wird dem Fall somatischer Beschädigung offenbar erst dann gerecht, wenn man das Somatische überschreitet und in einen Zusammenhang mit dem Psychischen bringt. Als ein weiteres wichtiges Beispiel wäre der sogenannte Phantomschmerz zu nennen, der dann aufzutreten scheint, wenn der Betroffene den Verlust des Körperteils nicht bewältigen kann. — Doch was heißt hier „psychisch“ und „somatisch“ und worin besteht die vorgängige Einheit beider?

Ohne auf die komplizierte Wortgeschichte der beiden Begriffe Leib und Seele in diesem Rahmen eingehen zu können, läßt sich das Psychische dahingehend interpre-

⁴ Zur Auseinandersetzung mit der psychosomatischen Medizin und als Vorbild einer „ganzheitlichen“ Betrachtungsweise überhaupt verweise ich auf die fundamentale Arbeit von M. Boss, Grundriß der Medizin und der Psychologie. Bern u. a. 1975.

Weltbezug des
Psychischen und
die Frage nach
dem Menschen

tieren, daß mit ihm der Weltbezug des individuellen Leibes ins Spiel kommt. Hier stellt sich nun die nach Kant fundamentalste aller philosophischen Fragen, die Frage nach dem Menschen.

Mensch als Mensch:
ein „Verhältnis“

Der Versuch einer Antwort kann hier nur behelfsweise und stark verkürzt vorgenommen werden. Es geht dabei um die Frage, was *der Mensch als Mensch* sei. Heute wird er vielfach von seiner Funktion für die Gesellschaft her interpretiert — *als Gesellschaftswesen* —, doch würde dies angesichts unserer Fragestellung bereits eine Verkürzung bedeuten. Die Frage ist, welche spezifische Seinsweise dem Menschen zukommt, vermöge welcher nur ihm eigenen Dynamik und kraft welcher Auszeichnung er sich von allen anderen Lebewesen unterscheidet. Im Versuch einer Antwort greifen wir auf Sören Kierkegaard zurück:

„Der Mensch ist Geist. Was aber ist Geist? Geist ist das Selbst. Was aber ist das Selbst? Das Selbst ist ein Verhältnis, das sich zu sich selbst verhält, oder ist das an dem Verhältnisse, daß das Verhältnis sich zu sich selbst verhält; das Selbst ist nicht das Verhältnis, sondern daß das Verhältnis sich zu sich selbst verhält“⁵.

Geist, Selbst,
Verhältnis

Kierkegaard begreift hier den Menschen ganz einfach von seinem Geistsein her, bestimmt dieses als Selbst (d. h. als Einheit, Einigkeit mit sich, Identität, Heil!) und das Selbst wiederum vom „Verhältnis“ aus. In der Einfachheit der Antwort ist ein großer Reichtum beschlossen, den es vom Begriff des Verhältnisses aus zu verstehen gilt.

Verflochtenheit
von Selbst und
Welt

Daß der Mensch ein Verhältnis ist, besagt einmal, daß er nicht unmittelbar wie das Tier lebt, sondern daß er sich *eigens* zu seiner Umwelt verhält. Er geht in seiner Welt nicht auf, sondern nimmt zu ihr Stellung. All dem zuvor verhält er sich aber zu sich selbst, d. h. in der Art und Weise, wie er über sich entschieden hat und ständig entscheidet, hat er über sein Welt-Verhältnis entschieden. Die Verweigerung solcher Entscheidung zu sich selbst ist auch eine Antwort, die denn auch ihren Ausdruck in der Verantwortungslosigkeit zur Mitwelt findet. Der Mensch versteht sich von der Welt her und antwortet auf diese, das Verhältnis von Selbst und Welt ist somit in eine Struktur von Bedeutungen eingebettet, einen mehr oder weniger wechselnden Interpretationshorizont, aus dem heraus das Ich „seine“ Welt deutet und sich zu dieser verhält.

Schmerz als Bruch
im Weltverhältnis

Der Mensch lebt dabei zumeist in seiner Welt, ohne seinem Verhalten besonderes Augenmerk zu schenken. Er
⁵ Sören Kierkegaard, *Die Krankheit zum Tode*, Düsseldorf 1957, 8 ff.

Lebensbedeutsamkeit des Schmerzes

reflektiert nicht darauf, wie er sich in seiner Welt entfaltet. Er spielt seine Rolle, z. B. die im Berufsleben, ohne auf dieses Spiel eigens aufzumerken. Erst wenn das Spiel nicht mehr funktioniert, erhebt sich die Frage nach dessen Sinn. Der Bruch im Weltverhältnis führt, ausdrücklich oder nicht, auf die Frage nach Sinn⁶. Ein solcher Bruch nun wird im Schmerz sichtbar und fühlbar.

In diesem Punkt liegt die besondere Bedeutung, die dem Schmerz für das gesamte menschliche Leben zukommt. Während nämlich im „normalen“ Dahinleben von jener Dynamik des Spieles einfachhin Gebrauch gemacht wird, setzt der Schmerz das große Fragezeichen. Nicht weil Fragezeichen nötig sind, ist der Schmerz wichtig, sondern weil das fraglose Dahinleben eine Gefahr für das Leben selbst in sich birgt. Es ist dies der Egoismus, der das Leben in seiner Normalität beständig begleitet. Die Gefahr aller Normalität ist es, in sich selbst das Zentrum und den einzig rechten Sinn zu erblicken — was immer eine Ausschließung des Anderen, der nicht „mitspielen“ will, mit sich bringt. Der Schmerz bewirkt eine heilsame „Dezentralisierung“ des Ich in seiner Selbstliebe. Was die Lebensbedeutsamkeit des Schmerzes angeht, sagt *Immanuel Kant* in seiner „Anthropologie in pragmatischer Hinsicht“: „Der Schmerz ist der Stachel der Thätigkeit, und in dieser fühlen wir allererst unser Leben; ohne diesen würde Lebllosigkeit eintreten“⁷.

5. Therapie als Dienst am Wort Zwei Reaktionen

Indem der Schmerz das Individuum aus seinen vertrauten Beziehungen zur Welt herausdrängt, wird es dezentralisiert. Hier sind zwei Reaktionen zu beobachten: Entweder es wird die Frage nach dem Sinn eigens ergriffen und neu gestellt, oder der Betroffene zieht sich ins Schweigen zurück. Beide Stellungnahmen sind allerdings vergleichbar und fordern vergleichbare Therapie heraus: Neu zur Frage nach sich selbst zu stoßen bedeutet, eine Strecke der Antwortlosigkeit zu durchmessen, auf die geläufige Sprache zu verzichten — ein Schweigen hier wie in dem anderen Fall, wenn auch in verschiedener Absicht. Beide, der Fragende und der trotzig Schweigende stehen in einer Situation von Sprachnot.

Kierkegaard bestimmte den Menschen vorweg als Geist. Geist ist hier nicht in erster Linie vom Intellekt her zu deuten, sondern von der Sprache: Daß *logos* zugleich

⁶ Was hier „Welt“ in vollem Sinn bedeutet, wird, deutlicher als in philosophischer Analyse, in einer Briefstelle wie dieser sichtbar: „Es ist ein so namenloses Unglück, wenn einem die Welt entzweibricht.“ (Georg Trakl im November 1913 an Ludwig von Ficker.)

⁷ Kants Werke. Akademieausgabe, Band VII, 231.

„Vernunft“ und „Wort“ bedeutet, entspricht einer tiefen Weisheit der Sprache: Der Mensch ist Mensch, sofern er spricht. Die erste Form der Therapie (die nicht allein den Arzt betrifft, sondern jeden, der dem Kranken hilfreich zur Seite steht), liegt daher darin, dem Patienten die Möglichkeit zu geben, sein Ich zur Sprache zu bringen: „sich auszusprechen“. Es gilt, ihm zu seiner Artikulation der Situation zu verhelfen; er ist wesentlich Gesprächspartner und kein „Fall“.

Zur Sprache ver-
helfen

Wenn der Therapeut dem Patienten zu dessen eigener Möglichkeit sprachlichen Ausdruckes verhelfen will, so geschieht dies nicht in der Absicht, jenen mit einer „Weltanschauung“ zu überzeugen. Er bietet keine Theodizee, keine Rechtfertigung des Leidens in dieser Welt an, noch gibt er den billigen Trost, den wissenschaftlicher Fortschritt verheißt. Alles kommt hier auf die rechte Weise des Gewährenlassens an, vermöge dessen ein Raum des Miteinanderseins eröffnet wird. Zur Sprache verhelfen darf nicht heißen, zum Reden zu überreden, zuweilen genügt hier die bloße Gegenwart des Helfenden: Die Mitteilung folgt aus dem Miteinandersein. Es darf hier nicht vergessen werden, daß das Wort „Therapie“ nicht nur und nicht einmal in erster Linie „Heilung“ im engeren medizinischen Sinn bedeutet, sondern einfach „Dienst“: *therapeia* und *diakonia* sind Synonyme. In diesem therapeutischen Dienst sollen Arzt, Seelsorger, Pfleger und Angehörige zusammenwirken, damit dem Patienten tatsächlich zum Heil an Leib und Seele verholfen wird.

Therapie als
Dienst

Sympathie

Dienst zum Heil (Therapie, Diakonie) ist keine Verlegenheitslösung, die einer bestimmten Organisationsform entspränge. Der „therapeutische“ Gedanke, der angesichts des Schmerzes erwächst, erweist sich über die Technik der Hilfe hinaus als fruchtbar. In ihm kommt ein anderer Gedanke zum Tragen; der einer gegenseitigen Verbundenheit der Menschen. Indem im Schmerz die Einsicht reift, daß es mit der eigenen Kraft allein nichts sei (und nicht nur beim Patienten), entsteht ein neues Verhältnis zum Sein: An die Stelle des in der Scheingewißheit seiner selbst steckenden Egoismus tritt das Für-andere-sein und wird als die eigentliche Weise menschlichen Daseins erkannt. Die Überlieferung hatte dafür den Namen „Mitleiden“. Mitleiden ist nicht Schwäche, wie dies vielfach behauptet wird, sondern freudige Zuwendung zum Nächsten: Das aus dem Griechischen kommende Wort „Sympathie“ drückt diesen Sachverhalt aus.

Ein Weg zur
„Gemeindekirche“

Die solcherart verstandene Sympathie entspricht einem zentralen Gedanken des Neuen Testaments. Mitleiden und Mitfreude sind in der Einheit der Gemeinde in Jesus Christus begründet. Aus diesem Einssein folgert Paulus im ersten Brief an die Korinther (12,26): „Und wenn ein Glied leidet, leiden alle mit; wenn ein Glied ausgezeichnet wird, freuen sich alle Glieder mit.“ Einträchtige Sorge der Gemeindeglieder füreinander, helfende Fürsorge in allen Bereichen, also auch und in einem besonderen Maß im Bereich der Sorge für die Schwachen und Kranken — hier zeigt sich die Wirklichkeit der christlichen Gemeinde. Ob dies immer ausreichend deutlich war, mag dahingestellt sein. Was festzuhalten ist, ist dies, daß das Zusammenwirken der verschiedenen „Therapeuten“ über den Einzelfall hinaus ein Zeichen von „Gemeindekirche“ ist⁸ bzw. dort, wo Gemeinde nicht mehr intakt ist, ein wesentlicher Anstoß zu einer Erneuerung lebendigen Miteinanderseins werden kann.

6. Bedenklichkeiten
des naturwissen-
schaftlichen Reduk-
tionismus

Die voranstehenden Überlegungen hatten zum Ziel, den Schmerz unter ständiger Bezugnahme auf das Ganze des menschlichen Lebens zu verstehen. Sie stehen damit in einem entschiedenen Gegensatz zum Anspruch des Vorgehens der naturwissenschaftlichen Weise der Schmerzbehandlung. Die Betrachtungsweise innerhalb der naturwissenschaftlichen Medizin ist selbstverständlich in ihren Grenzen sinnvoll — niemand wird gegen eine Bekämpfung von Schmerzen etwas einzuwenden haben. (Auf die persönlichkeitsbildende Kraft des Schmerzes darf nicht zu stark gesetzt werden — man denke daran, wie häufig langes Siechtum zum völligen Zerfall der Persönlichkeit zu führen imstande ist.) Die Naturwissenschaft erhebt allerdings über ein bestimmtes Gebiet der Bearbeitung ihrer Gegenstände hinaus den Anspruch auf Universalität. Dieser Universalitätsanspruch steht zugleich in einem Gegensatz zum Reduktionismus, als dessen eine Folge die Ausklammerung ethischer Fragen bereits angedeutet wurde. Der Reduktionismus dieser Vorgangsweise besteht darin, daß er vorweg festlegt, was an dem zu untersuchenden Gegenstand das eigentlich Untersuchungswürdige sei. Und dies ist dessen Quantifizierbarkeit. Die Meßbarkeit und Berechenbarkeit der Gegenstände wird zum Maß des Vorgehens. Was sich diesem Maß nicht fügen will, wird als unwissenschaftlich und deshalb nicht bedenkenswert beiseite getan.

Eigentümlichkeiten
des naturwissen-
schaftlichen Vor-
gehens

Die letzte Konsequenz solchen Vorgehens wird von der

⁸ Vgl. P. Weß, Gemeindekirche — Zukunft der Volkskirche, Wien 1976.

Kybernetik gezogen. *Karl Steinbuch* stellt in diesem Zusammenhang fest: „Es wird angenommen, daß das Lebensgeschehen und die psychischen Vorgänge aus der Anordnung und physikalischen Wechselwirkung der Teile des Organismus im Prinzip vollständig geklärt werden können“⁹.

Rückführung von
Psychischem auf
Physisches

Gemäß diesem Erklärungsvorgang wird der Schmerz (wie im übrigen alle psychischen Vorgänge) aus „Erregungen“ in den Nervenzellen abgeleitet. — Nach diesem Schema von Reiz und Reaktion können zwar bestimmte Fragen der Lokalisation aufgeklärt werden, die für eine gezielte pharmakologische Behandlung von Bedeutung sind. Zu einem Verstehen dieses Geschehens in seiner Gesamtheit, wie dies für die Therapie im vollen Sinne notwendig wäre, tragen sie aber nichts bei. Der Versuch, den Komplex des Psychischen aus neurophysiologischen Daten herzuleiten, ist methodisch nicht zu rechtfertigen.

Dieser Vorgang der Reduktion bringt aber zudem zwei große Gefahren mit sich: erstens den Medikamentenmißbrauch (der erst dann zum öffentlichen Ärgernis wurde, als die Frage der Finanzierbarkeit in den Vordergrund rückte) und zweitens die Verdrängung des Negativen aus dem Bewußtsein der Öffentlichkeit.

7. Medikamenten-
mißbrauch als eine
Folge des Verzichts
auf eine „ganzheit-
liche“ Fragestellung
Heilmittelgebrauch
und Schmerzver-
drängung

Helga Hausmann hat in einer sehr instruktiven sozialpsychologischen Arbeit den oft genannten und dennoch erstaunlichen Zusammenhang zwischen pharmakologischer Schmerzbekämpfung und psychischer Verdrängung des Schmerzgeschehens festgestellt und sagt hierzu:

„Der Mensch unseres Kulturkreises ist seinem Schmerz nicht mehr machtlos ausgeliefert; er ist nicht mehr gezwungen, ihn einfach hinzunehmen. Zur Bekämpfung seiner Beschwerden stehen ihm Pharmaka zur Verfügung, — chemische Stoffe, die von außen, ohne persönliche Mithilfe die gewünschte Wirkung ausüben. Vom Wirkungsvorgang spürt die Person nichts außer dem Resultat: Schmerzfreiheit, — zumindest aber Linderung. Eine innere Beziehung zum Arzneimittelgeschehen kann demzufolge beim Konsumenten schwerlich zustandekommen. Diese Situation hat ernste Konsequenzen, u. a. diejenige, daß gewisse Arzneimittel heute in beunruhigenden Quantitäten eingenommen werden“¹⁰.

Kopfschmerz als
Beispiel

Die Autorin ist diesem Problem in ihrer Arbeit am Beispiel des immer stärker verbreiteten Kopfschmerzes nachgegangen und konnte dabei zeigen, in welchem Maß über das somatische Geschehen hinaus psychologische und soziologische Komponenten bei seinem Entstehen eine wesentliche Rolle spielen. Das Psychische ist dabei

⁹ Zitiert nach *M. Boss*, a. a. O. 53.

¹⁰ *H. Hausmann*, *Psychologie des Schmerzes und Schmerzmittelmißbrauchs*, Bern 1958, 132.

nicht nur nachfolgende Begleiterscheinung, Hausmann konnte auch zeigen, wiesehr körperliche Abwehrreaktionen von vornherein im Dienst des gesamtseelischen Geschehens stehen. Sie beruft sich dabei auf den Philosophen und Psychiater Karl Jaspers, der das hier in Frage Stehende mit den Worten umschrieb: „Es ist, als ob die Seele die Organe wähle, in denen sie durch Störungen sich kundgibt, oder die Funktionen, in deren Vollzug sie sich verwirrend einschaltet“¹¹.

Physikalische Betrachtungsweise und chemische Beantwortung der Situation im strengen Sinn inhuman

Wiederum zeigt sich die Notwendigkeit einer Betrachtungsweise, die über das bloß Somatische hinausweist. Wird dieses zudem physikalisch interpretiert, so ist ein solches Modell sowohl für die Entstehungsgeschichte (die Ätiologie) ungenügend als gar für die Therapie unzureichend. Hausmann behauptet auf Grund ihrer Untersuchungen, die Furcht vor dem Schmerz (Algophobie) gehöre zur Natur des Menschen; so ist die ausschließlich chemische Bearbeitung dieses Phänomens in einem genauen Sinne inhuman.

8. Eine „Kultur der Analgetika“

Zusammengehörigkeit von Positivem und Negativem bleibt heutiger Lebensauffassung vielfach verschlossen

Diese Furcht vor dem Schmerz ist nur eine besondere Form einer der menschlichen Natur eigentümlichen Tendenz, vor der Auseinandersetzung mit dem eigenen Selbst zurückzuweichen. Es ist dies eine Art von Trägheitsprinzip, nicht ohne Sinn. Man lebt nicht ständig in Extremsituationen; die Selbstverständlichkeit von Lebensbejahung ist in sich noch nicht egoistisch. Andererseits unterdrückt dieses Trägheitsprinzip die korrektive Wirkung, die vom Schmerz ausgeht. Wir sahen es früher: Indem wir selbstverständlich aus Sinnhorizonten leben, neigen wir permanent zur Selbstsucht und Selbstgerechtigkeit. Die Dezentralisierung, die hier der Schmerz bewirkt, ist für die der Erstarrung zuneigende mitmenschliche Ordnung innovierend. Es bedarf der Anstrengung, daß die Quellen neu zu fließen beginnen — aber diese der Positivität notwendige Negativität ist es, die dem Menschen der Gegenwart in immer höherem Maße unzugänglich wird. (Nicht auf allen Gebieten; auf dem des Sportes z. B. ist der Gedanke der Askese — was „Übung“ bedeutet — keineswegs verdächtig.) Die Algophobie pervertiert hier zur „Kultur der Analgetika“, um eine Formulierung des polnischen Philosophen *Leszek Kolakowski* zu gebrauchen. Dieser erblickt ein besonderes Kennzeichen unserer Zivilisation darin, „daß die Absicherung vor dem Leiden jeden Preis wert sei“ und sagt dann zum Symptomatischen des Heilmittelmißbrauchs:

¹¹ Zitiert nach *Hausmann*, a. a. O. 159.

„Es scheint, als ob die Angst vor der Krankheit zuweilen bedrohlicher wäre als die Krankheit selber und die Angst vor dem Schmerz schlimmer als der Schmerz, es hat den Anschein, als ob unsere Zivilisation in der Häufung von Hilfs- und Ersatzeinrichtungen für den Organismus einen ausweglosen Weg beschritten hätte; erforderlich wird nunmehr die permanente Erfindung neuer Mittel und neuer Prothesen zur Bekämpfung der unbeabsichtigten negativen Nebenwirkungen, die durch die Anwendung der früheren Mittel und Prothesen entstanden sind. Vor allem der Mißbrauch mit analgetischen, sedativen und neuroleptischen Mitteln scheint geradezu eine Bestätigung der düsteren Diagnosen zu sein, die vor Jahrzehnten von jenen Philosophen gestellt worden sind, die das auszeichnende Merkmal unserer Kultur im fortschreitenden Schwund der biologischen Potenzen des menschlichen Organismus zugunsten künstlicher Ersatzvorrichtungen sahen. Wir gewöhnen uns an einen Lebensrhythmus, der von der einander ablösenden Neutralisation von Weck- und Beruhigungsmitteln bestimmt ist, wie wenn der berühmte Reklameslogan ‚Künstliche Beine — besser als echte‘ seine ersten Triumphe auf dem Gebiet der Neurochemie feiern würde“¹².

Konsequenzen

Der Rhythmus, von dem hier Kolakowski spricht, ist kein Lebensrhythmus mehr. Zu diesem gehört die Negativität wie das Ausatmen zum Einatmen. Die Veränderung, die hier vor sich geht, ist nicht allein auf den Schmerz beschränkt: So ist der Tod nicht mehr Gegenstand öffentlichen Gespräches — mit der Konsequenz, daß das Leben selbst unernst genommen wird; die Einsamkeit wird gemieden — mit der Konsequenz der Konformität eines Beisammenseins, das kein echtes Füreinandersein sein kann; das Leid, welches zur Liebe gehört wie der Schatten zum Licht, wird hinwegdisputiert — mit der Konsequenz, daß sich im Bereich der Sexualität ein künstlicher Zynismus breitmacht¹³.

Veränderung der Ökonomie des Lebens hat Folgen

Wird die Ökonomie des Lebens verändert, so führt dies zu einer Verlagerung im Gleichgewicht, und das Negative sucht sich andere Ausgänge. *Ernst Jünger* sagt dazu:

„Kein Anspruch ist jedoch gewisser als der, den der Schmerz an das Leben besitzt. Wo an Schmerz gespart wird, stellt sich das Gleichgewicht nach den Gesetzen einer ganz bestimmten Ökonomie wieder her, und man kann unter Abwandlung eines bekannten Wortes von einer ‚List des Schmerzes‘ sprechen, die ihr Ziel auf allen Wegen erreicht... Das Gefäß, das dem vollen Zustrom verschlossen ist, wird tropfenweis erfüllt. So ist die Langeweile nichts anderes als die Auflösung des Schmerzes in der Zeit“¹⁴.

¹² L. Kolakowski, Die Gegenwärtigkeit des Mythos, München 21974, 114 f.

¹³ Kolakowski, a. a. O. 116 f.

¹⁴ E. Jünger, Werke Bd. 5, Essays I, Stuttgart o. J., 161 f.

9. Dienen in Liebe

Liebe und Schmerz

Die Frage nach dem Schmerz gehört also zu den Themen, an denen sich der Mensch stets neu zu bewähren hat. Vermeidet er die Probleme, so nimmt er von seinem Wesen, und seine Fähigkeit verkümmert, nach seinen vollen Möglichkeiten zu leben. Diese bestehen nicht im „Ausleben“, vielmehr in der Liebe, die ihrem innersten Wesen nach Dienst ist. Dienen heißt nicht Knechtsein, wie uns eine sich auf Hegels Dialektik von Herr und Knecht berufende Ideologie heute weismachen will — Dienen ist selbstlose Hingabe aus Freude.

Nächstenliebe

Martin Luther hat in seinem Kommentar zum Galaterbrief des Apostels Paulus die verschiedenen Momente, die sich hier zusammenschließen — natürlicher Egoismus, Prüfung im Leiden und Beharrlichkeit der Liebe — hinsichtlich ihrer Grundeinheit als Aufgabe für den Christen beschrieben. Luther sagt im Anschluß an Gal 5,14 — „Denn das ganze Gesetz wird in *einem* Wort erfüllt, in dem: Liebe deinen Nächsten wie dich selbst“ —:

„Darum ist das Kreuz die Bewährung und der sogenannte ‚Prüfstein‘ der Liebe... Die natürliche Liebe möchte es süß und geruhig haben, ja bei ihr wird die Freundschaft — wie der Dichter sagt —, dadurch erprobt, daß sie Nutzen bringt; sie sucht das Ihre und ist darauf aus, das Gute nur immer in Empfang zu nehmen. Die christliche Liebe dagegen ist eine tapfere Liebe: sie harret aus mitten in aller Bedrängnis, bei ihr wird die Freundschaft dadurch erprobt, daß sie selbst Dienste leistet; sie sucht das, was des andern ist und ist nicht zu nehmen, sondern zu geben bereit“¹⁵.

Georg Baudler

Die Hoffnung auf das endgültige Heil Gottes

Narrative Eschatologie in Verkündigung und Religionspädagogik

Im folgenden wird der Versuch gemacht, in der (für viele vielleicht ungewohnten) Weise der narrativen Theologie so vom Reich Gottes zu sprechen, daß die heutigen Menschen wieder hinhören und verstehen lernen. Sicher ist auch die narrative Theologie nur eine begrenzte Weise, einige zentrale Aussagen der christlichen Botschaft verständlich zu machen. Aber wer bedenkt, wie wenig die Menschen oft mit Begriffen wie Auferstehung, Erlösung, ewiges Leben, Himmel u. dgl. anfangen können, wird es begrüßen, für seine Verkündigung wie für den Religionsunterricht diese neue, vielleicht verständlichere Form der Darstellung versuchen zu können. red

Eine müde Botschaft?

Die Utopie eines Lebens in Freiheit, in Frieden und sozialer Gerechtigkeit, wie sie die jüdisch-christliche Tra-

¹⁵ Martin Luther, Kommentar zum Galaterbrief, München—Hamburg 1968 (Calwer Luther-Ausgabe, Bd. 10), 231.